

die Romantik ist viel zu summarisch. Es ist ungerecht, so allgemein zu sagen, daß die deutsche Romantik dem Zweiten oder gar dem Dritten Reich den Weg bereitet habe (123).

Auch das Verhältnis der reformatorischen Staatslehre (Luther) zur katholischen ist viel verwickelter, als M. das sieht. Daß der Staat seine eigene Aufgabe und darum auch seine eigene Würde hat (85), wußte z. B. schon Thomas von Aquin. Und wer Augustins Gottesstaat aufmerksam durchforscht, wird kaum „unzweideutig ausgesprochen (finden), daß die Staatsgewalt lediglich das ausführende Organ der kirchlichen Gewalt sei“ (83).

Das zum Geschichtlichen. Und nun zum Grundschema seiner Gesellschafts- und Geschichtsphilosophie. Es ist zu sehr in das von den Naturwissenschaften übernommene Gesetz der zwangsläufigen Entwicklung verstrickt. Geschichte ist aber niemals nur die Summe der vorgegebenen Bestimmungsfaktoren, sondern auch der Freiheit. Und ihretwegen haftet allen Voraussagen etwas Fragwürdiges an, sie sind immer eine Art Glücksspiel.

Trotz all dieser Mängel wird man M.s Buch sehr ernst nehmen müssen, und man liest es gern, weil es gut geschrieben ist.

G. F. Klenk SJ

werden berücksichtigt, aber von ihren schlagwortartigen Verzerrungen befreit und in ihrer Legierung mit echt menschlichen Großleistungen deutlich gemacht.

Das Ergebnis: dieses Europa hat zwar nicht nur seinen Glanz, sondern auch sein Elend, und hat beides schicksalhaft über den Erdball hin verströmt, aber für einen selbstzerstörerischen Nihilismus besteht trotzdem kein Grund; Europa hat noch Lebensmöglichkeiten und -ausichten. (Das Wort „Chancen“ wirkt, weil unübersetzt, ausdrucksarm.)

Europa hat noch Lebensmöglichkeiten, aber wird es sie nützen? Glaubt es noch an seine Berufung? Die jüngste Entwicklung scheint der eher günstigen Prognose des Verf. nicht ganz recht zu geben.

Was den „Platz“ als Kern der europäischen Ortschaften angeht, in dem nach dem Verf. vertretungsweise „das wesentliche Gefüge unserer Zivilisation“ zutage tritt, so haben wir hier ein Bedenken. Ist dieser Platz mit Rathaus, Schule, Kirche und Kaffeehaus nicht eher südeuropäisch als gemeineuropäisch?

G. F. Klenk SJ

ROUGEMONT, Denis de: *Die Chancen Europas Berufung und Hoffnung*. Köln: Europa-Verlag 1964. 107 S. Brosch. 7,40.

Was der Verf. in früheren Schriften bereits ebenso feinsinnig wie tiefgründig behandelt hat, wird hier in neuerer Weise und neuer anregender Belichtung ausgesprochen. Daß es sich um vier dem Druck übergebene Vorträge handelt, nützt der Unmittelbarkeit des Wortes.

Die Frage: Wie kam es zum eindrucksvollen Abenteuer Europa? führt dazu, die unsern Erdteil gestaltenden und tragenden Kräfte und Ideen samt ihren Umweltbedingungen zu erfragen, sie in ihrem heutigen Bestand und Zustand zu untersuchen und von hier aus mit dem Blick auf die allgemeine Weltsituation jenes brennende Problem aufzulösen, das jeden guten Europäer bewußt oder unbewußt bedrückt: was nun aus uns werden solle.

De R. läßt keine Seite unserer Geschichte, keinen Aspekt unseres kulturellen und politischen Gestaltwandels aus: auch die trüben und traurigen, die sich an Kennworte wie Kolonialismus, Imperialismus, Kapitalismus anheften,

Biographien

GRIVEC, Franz: *Konstantin und Method*. Lehrer der Slawen. Wiesbaden: Harrassowitz 1960. 270 S. Lw. 24,-.

Das vorliegende Buch ist das Ergebnis und die Zusammenfassung der lebenslangen Arbeit des verdienten Forschers und unermüdlichen Professors an der katholisch-theologischen Fakultät in Ljubljana/Jugoslawien F. Grivec. Der im Jahr 1963 verstorbene Professor behandelt darin an Hand aller bisher zur Verfügung stehenden literarischen und linguistischen Quellen in einem ersten in 48 Abschnitte gegliederten Teil das Leben und Wirken der beiden Brüder, die er nicht nur „Apostel der Slawen“ sondern darüber hinaus „Lehrer der Slawen“ nennt, weil sie den Slawen nicht eigentlich das Christentum als solches, sondern darüber hinaus die Möglichkeit einer eigenen, von der griechischen und der germanischen verschiedenen slawischen Kultur gebracht haben. Ein zweiter, viel kürzerer Teil behandelt dann gesondert in fünf Abschnitten die vorliegenden Quellen dieser Lebensbeschreibung.

Es ist hervorzuheben, daß G. offenbar nicht annimmt, daß Konstantin-Kirill in Rom zum Bischof geweiht worden sei. Dadurch unterscheidet er sich von vielen südslawischen Historikern. Es gelingt ihm auch, die bis zum Äußersten verwirrten Zustände der zweiten Hälfte des IX. Jahrhunderts, während und inmitten derer sich die beiden Brüder erst gemeinsam und dann Method allein in Rom bewegten, halbwegs durchsichtig darzustellen. Bei der Beurteilung der Wirren in Konstantinopel zur Zeit der zwei Patriarchate des Patriarchen Photius erkennt er einen großen Teil der Forschungen des bedeutenden Historikers F. Dovrnik an; doch berichtet er über diesen hinaus von Streitigkeiten zwischen Konstantin-Kirill und Photius, die wichtig zu sein scheinen.

Grivec hat übersehen, daß die deutschen Karolinger von Regensburg aus und nicht nur die Bischöfe von Passau, Freising und Salzburg in einer fast klassischen „damnatio memoriae“ alles, was vor ihnen gewesen war, übersahen und sich mit fast „kaiserlich-römischer“ Sicherheit die Herrschaft im Osten und Südosten zusprachen. In diesen Plan paßten die slawisch-byzantinischen Brüder ebenso wenig hinein wie die früheren Agilolfinger. Es kommt mir auch etwas mutig vor anzunehmen, daß Method in der Agilolfinger-Abtei Niederaltaich als Gefangener geweiht hätte; doch kann man wohl mit Grivec und A. Ziegler-München annehmen, daß er lange Zeit in Ellwangen eingeschlossen gewesen sei.

In dem Abschnitt, in dem G. von dem Fortleben des lateinischen Ritus in slawischer Sprache im ost-mitteuropäischen Raum spricht, scheint er mir die verdienstvollen Studien von Lanckoronska über die Spuren einer kirchlichen Organisation dieses Ritus nördlich der Karpaten im heutigen Südpolen nicht richtig zu bewerten. Sie führen zu bedeutsamen Ergebnissen.

Ebenso scheint mir der Abschnitt über das Fresko-Bild in der Vorhalle der Peribleptoskirche in Ohrid im slawischen Mazedonien, das die Verse Matth 16, 18 zur Primatverheißung Petri illustriert, nicht so recht den ikonographischen Gegebenheiten zu entsprechen. G. betrachtet allerdings auch mehr die linguistische Form des beigefügten Textes.

Das vorliegende Buch ist ohne Zweifel ein wertvoller, sehr lesenswerter Beitrag zum Studium der kirillo-methodianischen Fragen.

A. M. Ammann SJ

CASTRIES, Duc de: *Mirabeau*. Das Drama eines politischen Genies. Übers. von Sigrid Stahlmann. Stuttgart: Kohlhammer 1963. 476 S. Lw. 24,50.

Der Verf. beginnt seine wirklich dramatisch lebendige Lebensbeschreibung Mirabeaus mit einem geschichtsphilosophischen Problem: Sind die Massen der Völker nur der Lehm, der Ton, aus dem die Großen der Geschichte die Zeitalter formen – oder ist es umgekehrt so, daß die sichtbaren Lenker der Ereignisse nur das Sprachrohr, die Verkörperung, die Darstellung des Genius eines Volkes oder des Massenwillens oder des Zeitgeistes sind?

Auf Mirabeau angewandt muß man wohl sagen, daß de Castries diese Frage dem gebotenen Stoff nach mit „weder-noch“, bzw. „sowohl-als auch“ beantwortet.

M., der geborene Aristokrat, wird durch den Widerstand gegen die brutale Erziehung seines „aufgeklärten“ Vaters und die eben durch den Vater gegen ihn eingesetzten Druckmittel einer aristokratischen Gesellschaft und einer absoluten Monarchie zum Anführer gegen die bestehende Ordnung. Früh beginnt er sittenlos zu leben, grundsätzlich nicht sittenloser als seine Standesgenossen, aber im Ausmaß sie übertreffend, wobei die Frage bleibt, inwieweit diese Hemmungslosigkeit Ursache, inwieweit sie die Folge der Anfeindung und harten Unterdrückung ist, die ihm widerfährt.

Wie dem auch sei, M. ist auf der Bahn der Empörung. Sie erschöpft sich zunächst in Einzelaktionen. Einige seiner flammenden Protestschriften zünden jedoch in ganz Frankreich. In ihnen ist M. Erreger der Revolution. Aber niemals hätten sie allein das Volk zum Sturm auf das Bestehende veranlaßt und M. auf den Wellenkamm der Geschichte getragen. Es war vielmehr so, daß die zum Umsturz heranreifende Gärung in der französischen Gesellschaft und der Volkstribun Mirabeau einander im rechten Augenblick gefunden haben. Es ist ihm freilich nie gelungen, die aufwärts treibenden Kräfte in seine Gewalt zu bekommen; er war schließlich doch mehr Diener als Herr der Revolution.

Das schlug freilich Frankreich zum Unheil aus. Denn so ausschweifend M. in seinem Privatleben war, so gemäßigt waren seine politischen Ziele; er erstrebte ein Königtum mit verfassungsmäßig begrenzter Macht, etwa nach englischem Muster, und sah die besondere Ehre der Volkserhebung darin, daß sie nicht auf Blut und Tränen aufbaue. „Es soll Frankreich und uns